

btb

Buch

Ein Junge in Kalkutta träumt von der großen weiten Welt. Er bewundert seine ostbengalische Großmutter und seinen exzentrischen Verwandten, der ihm von seiner Zeit in London während des Zweiten Weltkriegs erzählt. Und dann ist da noch seine Cousine Ila, das erotische Objekt seiner pubertären Begierden, die als Diplomantentochter mit ihren Eltern ständig in der Weltgeschichte herumgondelt. Jahre später muß er allerdings erkennen, daß zwischen Traum und Wirklichkeit Welten liegen. Die Geschichte des Jungen ist die Geschichte eines Menschen zwischen den Kulturen, der versucht, seine Identität zu finden, erzählt von Amitav Ghosh, dem Autor des internationalen Bestsellers *Der Glaspalast*. »Ghosh schreibt wunderbar, tiefgründig und elegant zugleich.« (*Times Literary Supplement*)

Autor

Amitav Ghosh, geboren 1965, verbrachte seine Kindheit in Dhaka, Colombo, und in seiner Geburtsstadt Kalkutta. Er studierte Geschichte in Neu-Dehli und war bereits während seines Studiums Mitarbeiter verschiedener Zeitungen. Nach seiner Promotion in Oxford unterrichtete er an den Universitäten von Neu-Delhi, Kalkutta, Virginia und New York. Ghosh ist Autor mehrerer preisgekrönter Romane und Sachbücher. Heute lebt er mit seiner Frau und seinen Kindern in New York.

Amitav Ghosh bei btb

Bengalisches Feuer (72962)

Das Calcutta Chromosom (72489)

Der Glaspalast (73036)

In einem alten Land. Eine Reise in die Vergangenheit des Orients (72997)

Amitav Ghosh

Schattenlinien

Roman

Deutsch von Matthias Müller

btb

Originaltitel: The Shadow Lines

Umwelthinweis:

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches
sind chlorfrei und umweltschonend.

btb Taschenbücher erscheinen im Goldmann Verlag,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe November 2003

Copyright © der Originalausgabe 1988 by Amitav Ghosh

Copyright © dieser Ausgabe 2003

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Alle Rechte an der Übertragung ins Deutsche

bei Rowohlt Verlag GmbH, Reinbeck bei Hamburg

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: Getty Images/Hulton

Satz: IBV Satz- und Datentechnik GmbH, Berlin

KR · Herstellung: Augustin Wiesbeck

Made in Germany

ISBN 3-442-72998-X

www.btb-verlag.de

FÜR RADHIKA UND HARISEN

Fortgehen

1939, *dreizehn Jahre* vor meiner Geburt, fuhr Mayadebi, die Tante meines Vaters, mit ihrem Mann und ihrem Sohn Tridib nach England.

Es überrascht mich jetzt, wie selbstverständlich mir der Name »Mayadebi« aus der Feder fließt, denn ich habe sie nie so genannt, jedenfalls nicht laut. Als einzige Schwester meiner Großmutter war sie für mich stets Mayathakuma. Doch seit ich mich erinnern kann, habe ich sie insgeheim immer »Mayadebi« genannt – als wäre sie eine fremde, doch allseits bekannte Persönlichkeit, ein Filmstar oder eine Politikerin, deren Bild ich in der Zeitung gesehen hätte. Vielleicht lag es nur daran, daß ich sie kaum kannte, da sie nicht oft in Kalkutta war. Diese Erklärung erscheint einleuchtend, aber ich weiß, daß sie nicht zutrifft. In Wahrheit *wollte* ich sie nicht als Verwandte betrachten, denn das hätte sie und ihre Familie in meinen Augen herabgesetzt. Ich wollte einfach nicht wahrhaben, daß sich meine Beziehung zu ihnen auf etwas so Willkürliches und Unbedeutendes wie Blutsverwandschaft reduzieren ließ.

Als sie Indien verließen, war Mayadebi neunundzwanzig und Tridib acht.

Im Lauf der Jahre habe ich mir eingeredet, daß auch ich acht war, als Tridib mir das erste Mal von dieser Reise erzählte, obwohl ich mich nicht erinnern kann, wann das genau war, ebenso wenig wie ich mich erinnern kann, wann ich gelernt habe,

die Uhr zu lesen oder mir die Schnürsenkel zuzubinden. Ich erinnere mich, daß ich mit aller Kraft versuchte, ihn in meiner Vorstellung in mein Alter zurückzusetzen, ihn auf meine Größe schrumpfen zu lassen und mir die Brille wegzudenken, die so untrennbar zu ihm gehörte, daß ich tatsächlich glaubte, er sei damit auf die Welt gekommen. Es war nicht einfach, denn er kam mir sehr alt vor, unwahrscheinlich alt, und ich kann mich nicht erinnern, daß er jemals anders als alt ausgesehen hatte – obwohl er damals nicht viel älter als neunundzwanzig gewesen sein konnte. Da ich keinerlei Anhaltspunkte hatte, beschloß ich schließlich, daß er so ausgesehen haben mußte wie ich.

Doch als ich meine Großmutter dazu befragte, widersprach sie mir sogleich. Von ihren Schulbüchern aufblickend, schüttelte sie energisch den Kopf und sagte: Nein, er hat *völlig* anders ausgesehen – kein bißchen wie du.

Meine Großmutter hatte keine hohe Meinung von Tridib. Er ist ein Faulenzer und Prasser, hörte ich sie manchmal zu meinen Eltern sagen. Er geht keiner geregelten Arbeit nach und liegt seinem Vater auf der Tasche.

Zu mir sagte sie allerdings nur mit spöttisch verzogenem Mund: Ich will nicht, daß du dich mit Tridib herumtreibst; Tridib vergeudet seine Zeit.

Das hörte sich nicht so schrecklich an, doch tatsächlich ließ sich für meine Großmutter kaum etwas Schlimmeres über jemanden sagen. Für sie war Zeit wie eine Zahnbürste: Wenn sie nicht benutzt wurde, verschimmelte sie. Ich fragte sie einmal, was denn mit vergeudeter Zeit geschah. Sie warf ihren kleinen, silbern schimmernden Kopf zurück, rümpfte ihre lange Nase und sagte: Sie fängt an zu stinken.

Sie selbst hatte unsere kleine Wohnung gründlich von allem befreit, was uns dazu hätte verleiten können, unsere Zeit stinken zu lassen. Kein Schachbrett, kein Kartenspiel kam je über unsere Schwelle. Irgendwo steckte zwar noch ein ramponier-

tes »Mensch ärgere dich nicht«, aber damit durfte ich nur spielen, wenn ich krank war. Sie mißbilligte es sogar, wenn sich meine Mutter öfter als einmal die Woche das Nachmittagshörspiel im Radio anhörte. Bei uns zu Hause verrichtete jeder seine Pflichten sehr gewissenhaft, meine Großmutter in ihrer Stellung als Schulleiterin, ich, was meine Hausaufgaben angeht, meine Mutter im Haushalt und mein Vater in seinem Beruf als Abteilungsleiter in einer Firma, die mit vulkanisiertem Gummi handelte.

Unsere Zeit hatte nicht die geringste Gelegenheit, Schimmel anzusetzen.

Deswegen hörte ich Tridib so gerne zu: Er schien seine Zeit nie zu nutzen, doch seine Zeit stank nicht.

Manchmal tauchte Tridib unvorangemeldet bei uns auf. Bei all ihrer Geringschätzung für ihn war meine Großmutter stets begeistert, wenn er kam – zum Teil, weil sie ihn auf ihre Art liebte, doch hauptsächlich, weil Tridib und seine Familie unsere einzigen reichen Verwandten waren und sie sich geschmeichelt fühlte, daß er sich die Mühe machte, sie zu besuchen.

Aber sie wußte natürlich, wenn sie es auch nicht zugeben wollte, daß er eigentlich nur kam, um sich zu erleichtern. Seine Verdauung war nämlich völlig hinüber, ruiniert von den Unmengen starken Tees, den er an zahllosen Straßenständen im Süden Kalkuttas getrunken hatte. Hin und wieder überraschte ihn mitten auf der Straße ein Grummeln in seinen Eingeweiden, und er mußte zur nächsten sauberen Toilette rasen.

Dieser Zustand war bei uns als Tridibs Gastro bekannt.

Alle paar Monate oder so klingelte es an unserer Haustür, und wenn wir aufmachten, stand er da, an die Wand gelehnt, die Beine fest zusammengepreßt, die Stirn in Schweiß gebadet. Doch er kam nie sofort herein. Diese Besuche verliefen nach einem ausgefeilten Protokoll. Meine Eltern und meine Großmutter versammelten sich an der Haustür und erkundigten sich, ohne von seiner gekrümmten Haltung Notiz zu neh-

men, eingehend nach seiner Familie, was sie treibe, wo sie sei, und er erkundigte sich seinerseits mit starrem Lächeln, wie es ihnen gehe, wie es mir gehe, und nachdem zu allseitiger Zufriedenheit klargestellt worden war, daß er uns wirklich einen Familienbesuch abstattete, stürmte er endlich herein und verschwand eilends auf der Toilette.

Wenn er wieder erschien, war er ganz der alte, lässig und gelassen. Er sank auf unser »gutes« Sofa, und das Ritual des »Familienbesuchs« konnte beginnen. Meine Großmutter eilte in die Küche, um ihm ein Omelett zu machen – ein ledriges kleines Etwas, garniert mit grünen Chilischoten, das drohend auf seinem Teller lag und Gastro stumm den Kampf ansagte. Für sie war dies der allergrößte Gunstbeweis, der einem Gast zuteil werden konnte – ein eigenhändig hergestelltes Omelett (es blieb den weniger Begünstigten vorbehalten, sich an den köstlichen Häppchen meiner Mutter zu erlaben – scharfe, mit Hackfleisch und Rosinen gefüllte Shingaras oder kleine krosse Dalpuris).

Manchmal, während sie ihn beobachtete, wie er auf seinem Omelett herumkaute, fragte sie ihn: Und wie geht's Gastro? oder: Geht's Gastro jetzt besser? Tridib nickte dann nur bei-läufig und wechselte das Thema. Er redete ungern über seine Verdauung – es war das einzige Anzeichen von Prüderie, das ich je an ihm bemerkt habe. Aber da meine Großmutter dieses Wort immer wie einen Eigennamen benutzte, glaubte ich, »Gastro« sei der Name eines Organs, das nur Tridib besaß – so etwas wie ein schmerzender Zahn, der ihm aus dem Bauchnabel wuchs. Aber natürlich habe ich nie gewagt zu fragen, ob ich es mal sehen könnte.

Doch trotz des Spezialomeletts gestattete meine Großmutter ihm nie, allzu lange bei uns zu bleiben. Sie war überzeugt davon, daß er die Fähigkeit besaß, seinen Einfluß auch aus der Ferne auszuüben, wie ein schlechter Stern – und da sie zugleich überzeugt davon war, daß der Mann als Spezies von Na-

tur aus wankelmütig und unberechenbar ist, ging sie lieber nicht das Risiko ein, ihn länger als unbedingt nötig in unserer Wohnung weilen zu lassen, wo ich oder mein Vater der Versuchung hätten erliegen können, in seine Umlaufbahn einzuschwenken.

Das störte mich nicht besonders, weil Tridib bei uns zu Hause sowieso nie in Hochform war. Viel lieber lief ich ihm an den Straßenecken in unserer Gegend über den Weg. Das geschah nicht sehr oft, nicht öfter als vielleicht einmal im Monat, doch trotzdem hielt ich seine Anwesenheit auf diesen Straßen für dermaßen selbstverständlich, daß ich nie auf die Idee kam, ich könne mich glücklich schätzen, daß er überhaupt in Kalkutta war.

Tridibs Vater war Diplomat, Beamter im auswärtigen Dienst. Er und Mayadebi waren immer fort, entweder im Ausland oder in Delhi. Alle zwei oder drei Jahre verbrachten sie manchmal ein paar Monate in Kalkutta, aber mehr auch nicht. Tridib hatte zwei Brüder. Jatin-kaku, zwei Jahre älter als er, war Ökonom bei den Vereinten Nationen. Er war auch immer fort, irgendwo in Afrika oder Südostasien, mit seiner Frau und seiner Tochter Ila, die so alt war wie ich. Tridibs zweiter Bruder hieß Robi. Er war viel jünger als die anderen beiden, da seine Mutter zuvor mehrere Fehlgeburten gehabt hatte. Bis zu seinem zwölften Lebensjahr lebte er bei seinen Eltern, dort wo sie jeweils gerade hinversetzt worden waren, und danach ging er auf ein Internat.

Tridib hatte also als einziger den größten Teil seines Lebens in Kalkutta verbracht. Jahrelang lebte er zusammen mit seiner betagten Großmutter in dem riesigen alten Haus der Familie am Ballygunge Place.

Meine Großmutter behauptete, er wäre nur in Kalkutta geblieben, weil er sich nicht mit seinem Vater verstand. Das war eins der Dinge, die sie ihm vorwarf: Nicht, daß er sich nicht mit seinem Vater verstand – denn sie hielt auch nicht viel von

ihm –, sondern daß er sich durch so etwas seine beruflichen und gesellschaftlichen Aussichten beeinträchtigen ließ. Für sie waren Sympathie und Antipathie bedeutungslos angesichts der Verpflichtung, es in der Welt so weit zu bringen, daß man auf eigenen Beinen stehen konnte. Ihrer Ansicht nach war es eher unverantwortlich als sonderbar, daß Tridib sich mit seiner Großmutter in diesem alten Haus abkapselte. Damit bewies er nur, daß er einen im Grunde schwachen und leichtfertigen Charakter besaß. Sie wäre vielleicht bereit gewesen, ihre Meinung zu ändern, wenn er sich darauf eingelassen hätte, zu heiraten und sich niederzulassen (und sie hegte nicht den geringsten Zweifel daran, daß sie für ihn eine reiche Ehefrau hätte finden können), aber jedesmal, wenn sie ihm den Vorschlag machte, lachte er nur. Dies war ein weiterer Beleg dafür, daß es ihm an jener Ernsthaftigkeit und Entschlossenheit mangelte, die alle verantwortungsbewußten und erwachsenen Männer auszeichnet. Ein sicheres Zeichen, daß er entschlossen war, sein Leben in müßiger Haltlosigkeit zu vergeuden. Und doch – obwohl sie einem weismachen wollte, daß sie ihn mit einem Achselzucken abtat – beobachtete sie ihn stets mit Argwohn und wurde nicht müde, mich vor seinem Einfluß zu warnen. Im Grunde ihres Herzens glaubte sie, daß alle Männer so würden wie er, wenn ihre Mütter und Frauen sie nicht davon abhielten.

Oft wollte sie mir einreden, daß sie ihn bedaure. Armer Tridib, sagte sie. Mit seinen Beziehungen hätte er alle Möglichkeiten gehabt. Er hätte herrschaftlich leben können, hätte an die Hebel der Macht gelangen können. Statt dessen: Sieh ihn dir an. Ach, armer Tridib – wie er da in seinem vermoderten Haus vor sich hin lebt und nichts tut.

Doch auch schon als Kind wußte ich, daß sie ihn überhaupt nicht bedauerte – sie hatte Angst vor ihm.

Natürlich gab selbst sie gelegentlich zu, daß Tridib eigentlich nicht »nichts« tat. Tatsächlich arbeitete er an einer Dok-

torarbeit in Archäologie, irgendwas über Ausgrabungen im Zusammenhang mit der Sena-Dynastie in Bengalen. Doch stieg sein Ansehen in den Augen meiner Großmutter dadurch kaum. Da sie selbst Lehrerin war, hatte sie maßlosen Respekt vor jeglicher Art von wissenschaftlicher Arbeit. Forschung betrachtete sie als eine lebenslange Pilgerreise, die mit einer angesehenen Professur und einer Marmorbüste in den Wandelhallen der Universität von Kalkutta oder der Nationalbibliothek endete. Die Vorstellung, daß so ein verantwortungsloser Kopf wie Tridibs in diesen heiligen Hallen aufgestellt werden könnte, empfand sie als puren Hohn.

Meine Großmutter mißtraute ihm zum Teil auch deswegen so sehr, weil sie ihn ein paarmal an den Straßenecken um den Gole Park gesehen hatte, wo wir wohnten. Sie empfand tiefen Abscheu gegenüber den jungen Männern, die dort bei den Addas an den Teeständen ihre Zeit verbrachten. Alles Versager, sagte sie mit gerümpfter Nase. Denk doch nur an ihre armen Mütter, die derweil hungernd auf Dunghaufen herumliegen müssen ...

Daß sie Tridib einige Male dort gesehen hatte, genügte, um sie davon zu überzeugen, daß er seine ganze Zeit mit nutzlosem Geschwätz bei diesen Addas verbrachte. Es schien zu seiner sonstigen Art zu passen.

Aber eigentlich ging Tridib nur selten dorthin, nicht öfter als ein-, zweimal im Monat. Ich erfuhr es gewöhnlich, wenn er in der Gegend war: Nathu Chaubey, der Paanwallah, der am Stand an unserer Straßenecke saß, oder mein Freund Montu, der von seinem Badezimmerfenster aus die andere Straßenseite sehen konnte, oder jemand an den Buchantiquariatsständen sagte mir Bescheid. Sie wußten alle, daß ich mit Tridib verwandt war.

Wenn ich jetzt am Gole Park vorbeigehe, frage ich mich oft, ob das auch heute noch passieren würde. Ich weiß es nicht und kann es auch nicht feststellen. Diese Welt ist mir jetzt ver-

schlossen, durch all die vielen Jahre, die ich weg war. Montu ist vor Jahren nach Amerika gegangen, und Nathu Chaubey ist, wie ich gehört habe, nach Benares zurückgekehrt und hat ein Hotel aufgemacht.

Wenn ich jetzt an seinem Paan-Laden vorbeigehe und mir die Menschenmengen ansehe, die sich durch diese neonbeleuchteten Straßen drängen, die klimatisierten Läden, die klapprigen Stände und die Persenning-Buchläden der Straßenverkäufer, den Verkehr, dicht gestaut wie ein Postzug bis hoch zur Dhakuria-Überführung – wenn ich mir all das ansehe, möchte ich bezweifeln, daß es heute immer noch möglich wäre, obwohl sich der Paan-Laden nicht verändert hat. Damals, Anfang der sechziger Jahre, waren so wenig Autos unterwegs, daß wir keine Bedenken hatten, auf der Straße um das Rondell herum Fußball zu spielen. Wir mußten nur gelegentlich Platz machen, wenn der Neuner oder irgendein anderer Bus herangeschnauft kam. Damals standen nur ein paar vereinzelte Hütten an der Gariahat Road, errichtet von den ersten Flüchtlingen aus dem Osten. Gole Park lag nach allgemeiner Ansicht außerhalb von Kalkutta. Wenn ich in der Schule erwähnte, daß ich dort wohnte, fragten mich die Jungs aus Zentral-Kalkutta, ob ich denn jeden Morgen den Zug nähme, als würde ich in irgendeinem abgelegenen Flüchtlingslager an der Grenze leben.

Daß Tridib in der Nähe war, erfuhr ich gewöhnlich auf dem Rückweg von unserem abendlichen Kricketspiel im Park. Wenn's um Cricket ging, tat es meiner Großmutter ausnahmsweise nicht um die Zeit leid, die ich nicht bei meinen Hausaufgaben verbrachte. Im Gegenteil, sie bestand darauf, daß ich zum See im Park ging, ob ich wollte oder nicht. Wer ein starkes Land aufbauen will, sagte sie und schob mich zur Tür hinaus, muß erst seinen eigenen Körper stählen.

Sie sah mir vom Fenster aus nach, um sich zu vergewissern, daß ich auch wirklich die ganze Strecke bis zum Park rannte.

Aber wenn ich zufällig hörte, daß Tridib in der Nähe war, schlug ich mich durch den Park und die rückwärtigen Gassen zurück. Irgend jemand konnte mir immer sagen, wo er sich aufhielt. Er war eine vertraute Erscheinung in dem unstillen, gesprächigen Haufen von Studenten, Mochtegernfußballern, Bankangestellten und Schmalspurpolitikern und all den andern, die sich zu diesem gesprächsfreudigen Straßenabschnitt zwischen Gariahat und Gole Park hingezogen fühlten. Ich kam damals nicht darauf, mich zu fragen, warum er eigentlich so bekannt war oder warum er überhaupt bekannt war. Ich hielt es einfach für selbstverständlich und war dankbar für die kleinen Privilegien, die mir seine Anwesenheit auf diesen Straßen sicherte – wenn mir ein Ladenbesitzer, den er kannte, hin und wieder ein Bonbon schenkte oder wenn mir ein junger Bursche, der ihn kannte, bei einer Prügelei im Gole Park zu Hilfe kam. Doch im Grunde ist es mir noch heute schleierhaft, wieso er bei ihnen so anerkannt war. Er war nie einer von ihnen, er wohnte nicht einmal in der Gegend, und er hatte oft nicht sonderlich viel zu sagen. Er begnügte sich gewöhnlich damit, sich ihre lauten, lebhaften Gespräche schweigend anzuhören. Wenn er kam, trug er oft die müde, zurückgezogene Miene eines Mannes zur Schau, der sich gerade von einer anstrengenden Arbeit erhoben hat und jetzt ausgeht, um sich zu zerstreuen.

Doch hin und wieder, wenn er in der richtigen Stimmung war und irgend jemand etwas sagte, das eine Bresche in sein riesiges Reservoir abstrusen Wissens schlug, ließ er sich über alle möglichen Themen aus – mesopotamische Stelen, osteuropäischen Jazz, die Gewohnheiten der Baumaffen, die Stücke von García Lorca. Er schien über alles und jeden etwas sagen zu können. Wenn ich an solchen Abenden die gespannten Gesichter seiner Zuhörer betrachtete und dann sein schmales Gesicht, seine zerzausten Haare und seine leuchtenden schwarzen Augen, die hinter seiner Goldrandbrille glänzten, wollte ich vor Stolz schier platzen.

Doch selbst wenn er im Mittelpunkt des Interesses stand, hatte er immer etwas Distanziertes. Er schien sich mit den Leuten, zu denen er sprach, nicht anfreunden zu wollen, und vielleicht fühlte er sich gerade deswegen an neutralen, unpersönlichen Orten am wohlsten – in Kaffeehäusern, Bars, bei den Addas – Orte, wo man hingeht, redet und wieder weggeht, ohne zu erwarten, daß man sich näher kennenlernt. Deswegen zog er es auch vor, sich den weiten Weg von Ballygunge zu seinen *Addas* in Gole Park zu machen – einfach weil es so weit weg war, daß er sicher sein konnte, dort keinem seiner Nachbarn zu begegnen.

Vielleicht akzeptierten sie ihn aber auch deshalb, weil er gerade *nicht* wie sie war, weil er anders war – vielleicht ein bißchen deshalb, weil sie etwas Angst vor ihm hatten, vor seiner gelegentlichen vernichtenden Spitzzüngigkeit und vor den seltsam beunruhigenden Redeströmen, die unvermittelt aus ihm herausbrachen.

Natürlich war er ihnen auch nützlich. Er besaß eine ordentliche Portion gewitzter Weltklugheit, die ihnen hin und wieder sehr zustatten kam. Zum Beispiel konnte er einem Studenten präzise Anweisungen geben, wie er seine Examensarbeit schreiben solle, weil er zufällig wußte, daß Professor Soundso sie korrigieren würde und er Antworten mochte, die gerade diesen bestimmten Einschlag hatten. Der Student folgte seinem Rat und bekam eine Eins. Oder wenn jemand zu einem Vorstellungsgespräch mußte, sagte er ihm, welche Fragen man ihm wahrscheinlich stellen werde, und nach dem Gespräch stellte sich heraus, daß Tridibs Prophezeiungen haargenau gestimmt hatten. Doch manchmal waren seine Rat schläge absichtlich irreführend und abstrus. So erzählte er einmal einem jungen Mann, der zu einem Vorstellungsgespräch bei einer multinationalen Firma eingeladen worden war, daß das Unternehmen, einstmals bekannt für seinen steifen Umgangsstil, von einem Geschäftsmann aus Marwari ge-

kauft worden und jetzt sehr nationalistisch sei und daß er keinerlei Chancen hätte reinzukommen, wenn er nicht in einem Dhoti erscheine. Dem Rat treulich folgend, erschien der junge Mann zu seinem Vorstellungsgespräch im Dhoti und stellte fest, daß der Portier ihn nicht durchlassen wollte.

Man war sich nie ganz sicher, woran man mit Tridib war. Bei vielem, was er sagte, klang eine beiläufige Selbstironie mit, die seine Zuhörer derart verunsicherte, daß sie nicht wußten, ob sie das, was er gesagt hatte, für bare Münze nehmen oder eher das Gegenteil glauben sollten. Das hatte unweigerlich zur Folge, daß alle möglichen Gerüchte über ihn im Umlauf waren, vor allem auch, weil er sich erstaunlich geheimnistuerisch gab, wenn es um seine Familie und seine eigenen Lebensumstände ging. Diese Verschwiegenheit ging weit über das Maß hinaus, welches damals unter jungen Menschen, die alle gerade heimlich zum Maoismus konvertierten, als gerechtfertigt galt. So konnte es denn geschehen, daß jemand aus sicherer Quelle zu wissen meinte, daß Tridibs Familie reich und mächtig sei, sein Vater Sohn eines wohlhabenden Richters und Diplomat und sein Bruder ein brillanter Ökonom, der bei den Vereinten Nationen beschäftigt war und im Ausland lebte. Doch da schneidet ihm schon eine skeptische Stimme das Wort ab und sagt: Du meine Güte, wo lebst du eigentlich? Glaubst du etwa, wir sind alle vom Himmel gefallen, daß wir das alles glauben? Weißt du denn nicht, daß er verheiratet ist, drei Kinder hat und mit seiner verwitweten Mutter in einem Slum bei Santoshpur lebt?

Und da es ein klein wenig unwahrscheinlich war, daß der Sohn eines Diplomaten, Sproß einer reichen und mächtigen Familie, über Jahre hinweg an diesen Straßenecken auftauchen würde, neigte man eher dazu, Geschichten wie der zweiten Glauben zu schenken. Manchmal versuchte ich, ihnen die Wahrheit zu erzählen. Aber ich war nur ein kleiner Junge, und ich hatte den Ruf, blauäugig und leichtgläubig zu sein. Außer-

dem wußten alle, daß wir in einer kleinen Wohnung um die Ecke wohnten. Wenn ich mir zuviel Mühe gegeben hätte, sie überzeugen zu wollen, daß ich reiche und mächtige Verwandte hatte, hätten sie nur gedacht, ich wolle damit prahlen.

Als ich etwa neun war, blieb Tridib einmal seinen Stammplätzen in Gole Park so lange fern, daß die anderen sich allmählich fragten, was wohl passiert sein könnte. Ich wußte es als einziger, weil ich eines Nachmittags auf dem Weg zu meinem Mathe-Tutor kurz bei ihm vorbeigeschaut hatte (wie ich es damals oft tat). Das war zu der Zeit, als er mir die Geschichte von seiner Reise nach England in Fortsetzungen erzählte.

Wie immer hatte ich ihn in seinem Zimmer im Obergeschoß des Hauses auf seiner Matte liegend angetroffen. Er las, neben ihm glomm eine Zigarette in einem Aschenbecher. Als ich ihm erzählte, daß man sich in Gole Park schon nach ihm erkundigte, legte er einen Finger auf die Lippen. Schhh, sagte er. Verrat ihnen nichts. Weißt du was? Ich glaube, ich hab möglicherweise den Hügel entdeckt, wo die Könige der Sena-Dynastie immer ihre Schätze vergraben haben. Wenn der Staat dahinterkommt, reißt er sich alles selber unter den Nagel. Zu keinem ein Wort, und komm erst mal nicht mehr hierher – du wirst vielleicht von Geheimagenten beschattet.

Ich war aufgeregt. Jedesmal wenn man mich nach ihm fragte, drückte ich das Geheimnis fest an meine Brust. Er ist weg, sagte ich nur. Verschwunden.

Eines Abends, als ich gerade zum Park unterwegs war, hörte ich dann, daß er wiederaufgetaucht sei. Ich lief heimlich zurück und fand ihn bei seinem Lieblings-Adda, auf den Stufen eines alten Hauses, umringt von seinen Bekannten. Ich winkte ihm zwischen den Beinen der Umstehenden zu, aber er war zu sehr damit beschäftigt, ihre Fragen zu beantworten, um mich zu bemerken.

Wo hast du die ganze Zeit gesteckt, Tridib-da? fragte jemand. Das waren doch bestimmt drei oder vier Monate ...

Ich war weg, hörte ich ihn sagen, und ich nickte bestätigend.

Weg? Wo?

Ich war in London, sagte er. Hab meine Verwandten besucht.

Sein Gesicht war ernst, seine Stimme fest.

Was für Verwandte?

Ich hab angeheiratete englische Verwandte, sagte er. Eine Familie namens Price. Ich dachte, ich besuch sie mal.

Ohne ihr skeptisches Brummen zu beachten, erzählte er ihnen, daß er bei der alten Mrs. Price gewohnt habe, die verwitwet sei. Ihr Mann sei kürzlich gestorben. Sie wohne im Norden Londons, sagte er, in einer Straße, die Lymington Road hieß. Die Hausnummer sei 44, und die U-Bahn-Station heiße West Hampstead. Mrs. Price habe eine Tochter, die May heiße.

Und wie ist sie? fragte eine Stimme. Sexy?

Er überlegte kurz und sagte: Nein, sie ist nicht sexy, jedenfalls nicht im üblichen Sinn. Sie ist stämmig, hat breite Schultern und ist nicht sehr groß. Sie ist nicht das, was man gewöhnlich als schön bezeichnen würde, denn sie hat ein grobes Gesicht und ein eckiges Kinn, aber sie hat dichtes glattes Haar, das ihr in einer glänzenden schwarzen Matte bis über die Schultern fällt, wie ein Kopfschmuck auf einem ägyptischen Fresko. Und sie hat ein wunderschönes warmes Lächeln, das ihre blauen Augen aufleuchten läßt und ihr etwas ganz Besonderes gibt.

Und was macht sie? fragte jemand spöttisch. Ist sie Ringerin oder Friseurin?

Sie ist Studentin, sagte Tridib. Jedenfalls so was Ähnliches. Sie studiert am Royal College of Music. Sie spielt Oboe, und irgendwann wird sie in einem Orchester spielen.

Ich glaube, das war der Punkt, wo ich mich nicht länger zurückhalten konnte. Ich drängte mich durch das Dickicht der Hosenbeine und rief: Tridib-da, du irrst dich! Ich hab dich

doch letzten Monat gesehen. Weißt du denn nicht mehr? Du warst in deinem Zimmer, hast auf deiner Matte gelegen und eine Zigarette geraucht. Du hast ...

Man brach in schallendes Gelächter aus und rief: Du alter Spinner, du Lügner, du hast ja alles nur erfunden, du warst überhaupt nicht weg ...

Tridib schien nicht im geringsten irritiert, weder von dem, was ich gesagt hatte, noch von ihrem Gelächter. Er lachte mit, zuckte humorvoll mit den Achseln und sagte: Wenn ihr alles glaubt, was man euch erzählt, dann geschieht es euch recht, daß man euch alles mögliche erzählt ...

Er beugte sich zu mir runter, kniff mir in die Wange und grinste. Stimmt's? sagte er mit einem fragenden Nicken, und seine Brille blitzte im Lampenlicht.

Seine Gelassenheit ließ das Gelächter und die Bemerkungen um ihn herum etwas unbehaglich wirken: Es sah jetzt so aus, als hätte er sich mit ihnen einen ausgefeilten Scherz erlaubt, den nur er verstand. Als er ging, lag in ihren Stimmen ein scharfer, feindseliger Ton. Man kann ihm wirklich kein Wort glauben, rief jemand, er führt einen einfach gern an der Nase herum und treibt seine Scherze mit den Leuten. Doch eine andere, schärfere Stimme schaltete sich ein und sagte: Scherze? Er hat nicht gescherzt. Er glaubt alles, was er gesagt hat. Das war kein Scherz, er ist nämlich ein Spinner. Er hat Kalkutta noch nie verlassen.

Ich ärgerte mich inzwischen mächtig darüber, daß ich Tridib ihrem Spott preisgegeben hatte. Ihr habt ja keine Ahnung, rief ich. Ich brüllte so laut ich konnte, also hörten sie zu.

Immer noch brüllend, erzählte ich ihnen die Wahrheit über Tridib, so wie ich sie kannte: daß Tridib sehr *wohl* in London gewesen war, mit seinen Eltern, vor vielen Jahren, noch als Junge. Sein Vater mußte wegen einer Operation hinfahren, die man in Indien nicht durchführen konnte. Sie mußten hin, obwohl es 1939 war und sie wußten, daß es demnächst Krieg ge-